

---

**Andrea Komlosy, Arbeit. Eine globalhistorische Perspektive. 13. bis 21. Jahrhundert, Promedia Verlag: Wien 2014. 208 Seiten. € 17,90**

Komlosy legt mit ihrer neusten Veröffentlichung eine Art Handbuch der Arbeit vor, das den Zeitraum von über 700 Jahren auf 200 Seiten erfasst. Mit dem Buch will die Autorin eine „neue konzeptionelle Grundlage für die Debatten um die Zukunft der Arbeit“ entwickeln (S. 9). Aus einer feministischen und globalgeschichtlichen Perspektive liest sie die Geschichte der Arbeit gegen den Strich einer sonst oft eurozentristischen Erzählung. Der Fokus des Buches liegt auf der Darstellung der „Gleichzeitigkeit und Kombination von unterschiedlichen Arbeitsverhältnissen“ in Form von sechs Zeitschnitten: 1250, 1500, 1700, 1800, 1900 und 2010 (S. 7). Ihre Arbeit orientiert sich dabei stark an dem vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte (IISG) in Amsterdam 2007 entwickelten Forschungsschwerpunkt der Untersuchung der globalen Arbeitsverhältnisse. Mit diesem Forschungsprojekt sollen Arbeitsverhältnisse in ihrer gesamten Vielfalt erfasst werden. Damit sollen signifikante Veränderungen in den Arbeitsverhältnissen über die Zeit identifiziert und erklärt sowie die globalen Zusammenhänge dieser Veränderungen in Bezug auf die sich ebenfalls verändernden Bewertungen von Arbeit weltweit analysiert werden. Die hier besprochene Veröffentlichung reiht sich in die Diskussion um Arbeitsbegriffe und Arbeitsverhältnisse ein, die durch das Amsterdamer Projekt angestoßen wurde.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile, in einen analytischen und einen chronologischen Teil. Im analytischen Teil geht es um eine kritische Auseinandersetzung mit der eurozentristischen Meistererzählung zur Arbeit, um die Diskurse über Arbeit, um die etymologische Herleitung des Begriffs „Arbeit“ in verschiedenen Sprachen

und schlussendlich um einen Versuch, Analysekategorien zu bilden. Die Autorin zeigt auf, dass das Verständnis dessen, was als Arbeit bezeichnet wird und was nicht, historischen Veränderungen unterliegt. So hat sich der heute in industrialisierten Regionen übliche Gebrauch des Arbeitsbegriffs, bezogen auf bezahlte Erwerbstätigkeit, erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts ausgebildet. Noch hundert Jahre vorher, so weist Komlosy unter anderem unter Verweis auf das Grimm'sche Wörterbuch nach, wurde zum Beispiel auch das Gebären als „Arbeit“ verstanden, wie der von ihr zitierte „Rat-schlag“ von 1716 zeigt: „einer zum kind arbeitenden frauen einer haselnutz grosz bibergail in bier zu trinken geben“ (S. 41). Mit dem Übergang zum Industriekapitalismus wurde die unbezahlte Arbeit, wie Haus- oder Subsistenzarbeit, oder auch soziales und politisches Engagement, allerdings immer weniger als Arbeit begriffen (S. 20).

Die Diskurse über die Arbeit verortet die Autorin im Spannungsfeld zwischen dem Bestreben nach Überwindung der Arbeit, ihrer Transformation und dem Lob der Arbeit. Alle drei Diskursformen finden sich in unterschiedlicher Gestalt im Verlauf der Menschheitsgeschichte wieder, beeinflusst durch Religion, Philosophie und Weltanschauung. So zeigt sie auf, dass es seit der Antike immer auch Bemühungen gab, die Arbeit zu überwinden beziehungsweise marginalisierten / unterdrückten Bevölkerungsgruppen – den Frauen, Barbaren, Fremden, Sklaven – aufzubürden. Der Wunsch, die Zeit für etwas anderes zu nutzen als zum Arbeiten, zum Beispiel zur Askese, zum Gebet, aber auch zur „Faulheit“ und zum Vergnügen, findet sich sowohl in historischen Lebenskonzepten als auch in der Literatur wieder. Durch die postkoloniale und feministische Perspektive begegnet Komlosy diesen Vorstellungen allerdings mit einer gewissen Skepsis. So beziehe die bereits von Paul Lafargue 1883 geäußerte und in den 1970er und 1980er Jahren in den Alternativbewegungen wieder aufgenommene Forderung, höchstens drei Stunden am Tag zu arbeiten, die Notwendigkeit von Pflege- und Sorgearbeit nicht mit ein. Auch sei es eine eurozentristische Forderung, weil dabei die ungleiche internationale Arbeits-

teilung, die den entwickelten Industriestaaten kostengünstig Rohstoffe und Konsumgüter zur Verfügung stelle, nicht berücksichtigt werde (S. 27). Ein Gegenvorschlag zur Reduktion der Arbeitszeit findet sich im Buch von Andrea Komlosy nicht. Zwischen einzelnen Zeilen lässt sich allerdings herauslesen, dass die Autorin eine (nicht näher beschriebene) „Umverteilung von Arbeit“ in Betracht zieht. Um den Diskurs zum Lob der Arbeit darzustellen, rekurriert Komlosy auf die positive Identifikation der Handwerker mit ihrer Arbeit im Spätmittelalter, den an die Arbeitsamkeit appellierenden Calvinismus und die heute weitverbreitete Auffassung von der Selbstverwirklichung durch Arbeit. Auch die sozialdemokratischen KritikerInnen der Arbeit im Industriekapitalismus leisteten schlusssendlich einer Fetischisierung der produktiven Arbeit Vorschub, indem sie etwa ein „Recht auf Arbeit“ forderten. Bei Marx, so Komlosy, gestalte sich die Beziehung zur Arbeit komplizierter. Einerseits sei bei ihm die „Arbeit die Wesensbestimmung des Menschen“. Er verneine die Vorstellung, dass „Freiheit und Glück die Befreiung von der Notwendigkeit der Arbeit“ bedeute. Andererseits schrieb er im dritten Band des *Kapital*, dass „[d]as Reich der Freiheit in der Tat erst da beginnt, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört“ (zit. S. 29). Komlosy kommt deswegen zum Schluss, dass sich Marx in Bezug auf seine Bewertung der Arbeit in verschiedene Richtungen interpretieren lässt. Ob Marx tatsächlich eine von Komlosy interpretierte uneindeutige Position zur Arbeit einnahm, sei dahingestellt. Marx sah die Arbeit als anthropologische Konstante. Er forderte nicht die Abschaffung der Arbeit an sich, sondern setzte sich für die Überwindung fremdbestimmter Arbeit und der damit verbundenen Ausbeutungsverhältnisse ein. Er wollte also eher die Arbeit transformieren als sie abschaffen. Das Ziel und die Vorstellung einer Transformation der Arbeit von der Mühe hin zur Kreativität und von der Entfremdung zur Selbstverwirklichung setzen, nach Komlosy, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein (S. 30). Komlosy stellt zwei Hauptkonzepte für die Transformation der

Arbeit vor: erstens die Erleichterung beziehungsweise „Humanisierung“ der Arbeit durch Technik und Bildung. Zu Recht weist sie hier darauf hin, dass ohne die Abschaffung von Ausbeutung und Entfremdung keine wirkliche Transformation der Arbeit durch Technik zu erwarten ist (S. 31). Zweitens forderten hauptsächlich FeministInnen ein Neudenken des Arbeitsbegriffs. Auch Sorge- und Subsistenztätigkeiten (und nicht nur produktive Arbeit) sollten als Arbeit anerkannt werden. Damit verbunden war die Hoffnung auf eine Umverteilung bisher vor allem von Frauen unentgeltlich verübter Tätigkeiten. Allerdings mussten wir erfahren, dass in den letzten Jahren – durchaus als Folge feministischer Diskussionen – zwar eine Verschiebung des Arbeitsbegriffs stattgefunden hat, indem nicht mehr nur in erster Linie Erwerbsarbeit als Arbeit verstanden wird, sondern auch andere Formen des Tätigseins, dies allerdings nicht automatisch zu einer gerechteren Verteilung von Arbeit geführt hat – im Gegenteil. Wie Komlosy konstatiert, werden Haus- und Sorgetätigkeiten in den industrialisierten Ländern zunehmend als professionelle, meist schlecht bezahlte Dienstleistung organisiert (S. 33). Auch das Kindergebären wird in Form von bezahlter Arbeit an andere Menschen abgegeben, meist unter Ausnutzung globaler Ungleichheitsverhältnisse. Das heißt: Anstelle von mehr Kreativität und Selbstverwirklichung ist durch die Kommerzialisierung von Haus- und Sorgetätigkeiten Entfremdung und Mühe in den zwischenmenschlichen Bereich vorgeedrungen.

Um die Vielfalt der (historischen) Erscheinungsformen von Arbeit zu vergleichen und zu kontextualisieren, bedient sich die Autorin gegensätzlicher analytischer Begriffspaare wie „frei – unfrei“, „ehrerbar – unehrerbar“, „bezahlt – unbezahlt“, „freiwillig – unter Zwang“, „sozial abgesichert – sozial ungesichert“ oder „formell – informell“. Als fruchtbar erweist sich dabei ihr Vorgehen, nicht vom Individuum, sondern vom Haushalt als der Analysegrundeinheit auszugehen. Dies ermöglicht ihr, nicht nur die Erwerbsarbeit im Blick zu haben, sondern auch alle anderen Tätigkeiten, die etwa zur Reproduktion, zur Subsistenz oder zur Abgabe an Gemeinde, Oberherr-

schaft und Staat geleistet werden müssen beziehungsweise müssen, zueinander in Beziehung zu setzen.

Der zweite, chronologische Teil des Buches ist maßgeblich von der Weltsystemanalyse Immanuel Wallersteins geprägt. Wallerstein sieht in der „großräumigen, ungleichen funktionalen Arbeitsteilung zwischen den Teilräumen“ das „Charakteristikum“ und die „notwendige Bedingung des Kapitalismus“. So kann das Funktionieren des Kapitalismus nicht regional, sondern nur im Systemzusammenhang verstanden werden (S. 120). Aufgrund von unterschiedlichen, gleichzeitig vorhandenen (Arbeits-)Verhältnissen finden Transferprozesse zwischen Regionen statt, die Ungleichheiten reproduzieren. Während lokal die Ungleichheit über die Aneignung des Mehrwerts aus bezahlter Arbeit und den damit verbundenen indirekten Zugriff „auf [...] unbezahlt arbeitende Familienangehörige“ reproduziert wird, spielt in den globalen Beziehungen der direkte „Transferwert aus unbezahlter Arbeit“ (Sklavenarbeit, Ressourcenabschöpfung) die wichtigere Rolle (S. 192). Auf die Zusammenfassung der sozialgeschichtlich dichten Ausführungen zu 700 Jahren Arbeitsgeschichte soll an dieser Stelle verzichtet werden. Allerdings sind folgende zwei Punkte interessant: die Beziehung zwischen Subsistenzarbeit und Arbeit für den Markt und die Beziehung zwischen (Arbeits-)Migration und Arbeitsverhältnis.

Die Aneignung von Mehrwert aus bezahlter und unbezahlter Arbeit auf lokaler Ebene, und eine damit verbundene Reproduktion von Ungleichheit auch auf globaler Ebene, zeigt Komlosy unter anderem am Beispiel des Silberbergbaus in den Anden Ende des 16. Jahrhunderts. Hier zeigt sich auch, welchen Erkenntnisgewinn es mit sich bringt, den Haushalt als Grundanalysekategorie zu nehmen. Um die steigende Nachfrage nach Arbeitskräften im Bergbau zu befriedigen wurde 1573 die Mita eingeführt. Dieses Gesetz verpflichtete die indigenen Hochlanddörfer, jedes Jahr den siebenten Teil ihrer männlichen Bewohner in die Silberminen zu entsenden. Nach einem Jahr wurden diese durch neue Männer ersetzt. Die Kolonialadministration gewährte den indigenen Dorfgemeinschaften

ihre traditionelle, autonome Verwaltung, damit diese in der Lage waren, einerseits Lebensmittel herzustellen, um die Arbeitenden in den Minen zu versorgen, und gleichzeitig immer neue Arbeitskräfte bereitzustellen. Sie wurden zur „Reproduktion mobilisiert“ und „subventionierten damit den Edelmetallexport“ (S. 118). Die europäischen Kolonialmächte profitierten von billigen Metallen, die ihnen wiederum halfen, wirtschaftlich zu expandieren und ihre Machtstellung zu stärken, was die globale Ungleichheit verfestigte. Die Zentren griffen auf die Ressourcen und Arbeitskräfte von kolonialisierten und „peripheren“ Regionen zurück, ohne diese an der „Staatsbildung und Ressourcenakkumulation zu beteiligen“ (S. 106).

Durch die gesamten hier beschriebenen 700 Jahre zieht sich Migration und Wanderarbeit wie ein roter Faden. (Arbeits-)Migration stellt für die Autorin ein weiteres konstituierendes Element des Werttransfers dar. Für (Arbeits-)Migration sind ihrer Meinung nach Lohn- und Preisunterschiede zwischen Nachfrage- und Entsenderegion charakteristisch. Dieser Lohn- und Preisunterschied sowie die „aufenthaltsrechtliche Verwundbarkeit und sozialpolitische Schlechterstellung am Arbeitsort“ bewirken, dass „zugewanderte Arbeitskräfte“ sich mit niedrigeren Löhnen sowie mit geringeren Sozialleistungen und Sicherheiten zufrieden geben (S. 82). Der familiäre Haushalt im Herkunftsland fungiert dabei als „Versicherungssystem, das dieses oder jenes Familienmitglied fit für den Arbeitseinsatz in der Fremde [macht] und bei Arbeitsverlust oder Krankheit wieder [auffängt]“ (S. 146). Für die Zuwanderungsregion sind die migrierten Arbeitenden ein Gewinn, wenn lokal zu wenig „Arbeitskräfte“ zur Verfügung stehen und / oder die migrierten Arbeitenden zur Senkung von Lohnkosten beitragen. Die sozialen Kosten und die Kosten für die Reproduktion verbleiben in der Herkunftsregion. Komlosy erläutert diese Prozesse anhand mehrerer Beispiele; so beschreibt sie etwa die Migrationsnetze um 1800, als lediglich ein kleiner Teil der arbeitenden Menschen in Fabriken arbeitete und der Großteil in der Landwirtschaft, im Handwerk und im Verlagswesen tätig war, eingebunden in einen „familienwirt-

schaftlichen Arbeits- und Lebenszusammenhang“ (S. 141). Die Migrationsnetze hatten einen kleinräumigen Charakter und spannten sich zwischen Zentren und Umland auf. Landwirtschaftliche Intensivregionen oder urbane Zentren zogen temporär mehrere tausend Arbeitende an, die auf eine weitere Einkommensquelle angewiesen waren. Lebensmittelpunkt blieb meist der familiäre Haushalt im näheren Umland. Dieser war „Empfänger von Ersparnissen“, fungierte aber gleichzeitig auch als Absicherung und Stabilisierung (S. 146). Komlosy nennt dies in ihrem Buch eine temporäre Subsistenzmigration. Mit der Urbanisierung und Industrialisierung gegen Ende des Jahrhunderts zogen mehr und mehr Menschen in die Städte und blieben dauerhaft dort. Die von der neuen Industriearbeiterschaft erkämpften Sozialversicherungen und gesetzliche Krankenkassen „eröffneten erstmals ein Sicherheitsnetz, das unabhängig von Familie und Armenhilfe wirksam war“ (S. 157). Damit verloren „die vorindustriellen Schutz-, Versorgungs- und Kontrollmechanismen der Haushalte“ auf dem Land und in den „Dorfgemeinschaften“ ihre primäre Bedeutung (S. 156 f.). Allerdings galt auch dies nur für einen kleinen Teil der europäischen Bevölkerung. Transnational und in außereuropäischen Regionen ist die temporäre Subsistenzmigration, und damit die Bedeutung der familiären Haushalte als Auffangnetz und Reproduktionsort für WanderarbeiterInnen, zentral geblieben.

Heute spielen die (Arbeits-)Migration und der Transfer von Mehrwert durch das Ausnutzen von (über)regionalen Unterschieden für die kapitalistische Wirtschaft weiterhin eine große Rolle. Man denke etwa an die über 200 Millionen chinesischer WanderarbeiterInnen, die in die Industriestädte kommen und für niedrigsten Lohn und ohne nennenswerte Sozialversicherung arbeiten. Durch zahlreiche Protestaktionen gelang es ihnen seit der Jahrtausendwende, ihre Position etwas zu verbessern (S. 52). (Weiterführend für die spezifische Situation der weiblichen Wanderarbeiterinnen siehe den Artikel von Hannah Schling, *Gender, Temporality, and the Reproduction of Labour Power*, in Heft 14 der *Sozial.Geschichte*).

Das Buch von Komlosy endet relativ abrupt. Das könnte den Eindruck erwecken, dass eine bestimmte Seitenzahl nicht überschritten werden sollte. Komlosy beschreibt zusammenfassend schlagwortartig die „wichtigsten Tendenzen“ (S. 191) in der Perspektive der *longue durée*. Als globale Tendenzen führt sie „Monetarisierung“, „Proletarisierung“, „Kommodifizierung“ und „Formalisierung“ der Arbeitsverhältnisse an, wobei sie betont, dass nicht alle Tendenzen in gleicher Weise global auftreten. Sie lehnt die Vorstellung linear nachholender Entwicklungen unterschiedlicher Regionen ab und stellt indessen Veränderungen und Abfolgen von sich in die zyklische Bewegung der Weltwirtschaft einschreibenden Entwicklungen fest. So sei etwa die Formalisierung von Arbeitsverhältnissen keine unbedingte Begleiterscheinung der Proletarisierung. Dies habe sich zum Beispiel bei der Industrialisierung der Schwellenländer im 20. Jahrhundert gezeigt, wo es nicht zu einer vergleichweisen Regularisierung der Arbeitsverhältnisse kam, wie dies (auch hier unterschiedlich und nur teilweise, müsste man kritisch anmerken) in den Zentren der Weltwirtschaft zwischen 1880 und 1980 geschehen sei. Der informelle Sektor sowie die Subsistenzwirtschaft spielten etwa in China oder Brasilien nach wie vor eine weit größere Rolle als in den alten Industrieländern. Dies habe wiederum Folgen für die Arbeitsverhältnisse in den alten Industrieländern: Über den Konkurrenzdruck, „den die neuen auf die alten Industrieländer seit den 1990er Jahren ausüben“, wirkten die Arbeitsverhältnisse zurück, was letztlich zu einer Informalisierung und Deregulierung der Verhältnisse auch in den alten Zentren der Weltwirtschaft führe (S. 193).

Komlosy hat ein in sich geschlossenes, detailreiches und interessantes Buch geschrieben. Ihr Verdienst ist es, unterschiedlichste Formen von Arbeitsverhältnissen durch die Zeit zu beschreiben und in einen globalen sozialgeschichtlichen Zusammenhang zu bringen. Allerdings hinterlässt ihr Buch ein leicht diffuses Gefühl. Die Frage, was eine globale Geschichte aus der Vogelperspektive leisten kann, und was nicht, drängt sich auf. So lässt Komlosys weltsystemtheoretische Analyse vor allem eins vermissen: Akteure – seien



es die Akteure der ArbeiterInnen- und Protestbewegungen oder die „Herrschenden“ selbst. Der Abriss der Geschichte von 700 Jahren liest sich deswegen wie ein nicht beeinflussbarer, wenig kontingenter Prozess. Geschichte wird nicht gemacht, sondern sie passiert. Damit eröffnet sich auch keine Handlungsperspektive für Veränderungen. Historische Kämpfe und ihre Bedingungen, sowie die Veränderung der Produktionsprozesse, bleiben mehrheitlich ein blinder Fleck im Buch. Muss dies der Preis für ein kompaktes Buch mit globalem Anspruch sein?

*Sarah Graber Majchrzak*